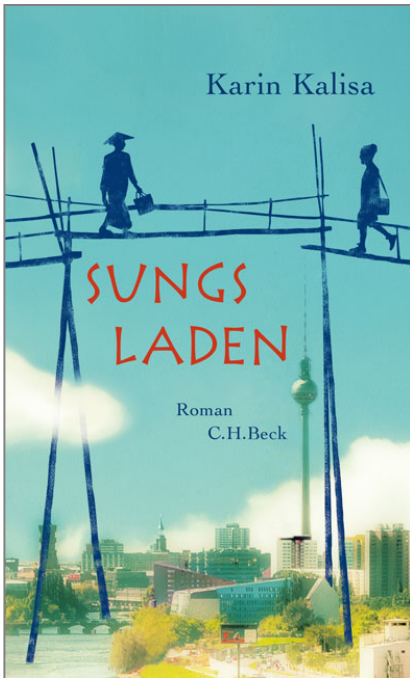


Unverkäufliche Leseprobe



Karin Kalis
Sungs Laden
Roman

255 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68188-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14946900>

13 Die Affenbrücken wurden später in vielen großen Städten kopiert. Erst in London, Paris und Prag, später auch in New York, Sydney, Hongkong und Tôkyô. Aber nie wieder waren sie von einer so leichtfüßigen Anarchie wie in jenen Tagen in Berlin. Es war, als habe die Natur selbst Regie führen wollen. Als habe sie mit ihrem frühherbstlichen Altweibergespinnst, das lange Fäden von Hecke zu Hecke, von Ampeln zu Verkehrsschildern zog, ein Modell abgeben wollen für das zartzähe Taugeflecht, mit dem die jungen Männer die Stadt verspannten. Für manche waren sie im Nachhinein das eigentliche Sinnbild der Bewegung, mehr als die Holzpuppen und mehr noch als die Kegelhüte. Denn die Affenbrücken brachten Bewegung in die Bewegung. Dort, wo über Nacht wieder eine entstanden war, dort, wo gerade zwischen zwei Dächern mit Seilen hantiert wurde, irgendwo zwischen der Bornholmer und der Danziger, da wurden die Handys gezückt, strömten die Leute herbei, um die letzten Vertauungen zum Brückenschlag live zu erleben.

Mit den Buchstaben des Gesetzes war das nicht vereinbar, aber das Gesetz in seiner soliden Behäbigkeit hatte keine Chance gegen die Flüchtigkeit der Affenbrücken, und so wurden sämtliche Bemühungen, die

Sache zu unterbinden, schneller eingestellt, als Wetten darüber abgeschlossen werden konnten. Wahrscheinlich setzte man darauf, dass nichts passieren würde. Zu Recht. Denn diese luftige Gesetzlosigkeit war von größter Friedfertigkeit und Umsicht. Man spürte es sofort, aber man sah es erst auf den zweiten Blick. Auf den ersten Blick waren da ziemlich wilde Gesellen unterwegs. Die langen Mähnen zum Zopf gebunden, in die Haut horrende Wesen geritzt, denen man keinesfalls im Dunkeln begegnen wollte. Und mitten unter ihnen Đinh – Đinh, der sie darauf gebracht hatte, Höhe quer zu denken. Aber zunächst waren sie es gewesen, die Đinh wieder auf Höhe hatten bringen müssen. Gerade achtzehnjährig, war er in einer jener Kneipen gelandet, deren Existenz den Berlin-Touristen und dem größten Teil der Zugezogenen vollkommen verborgen blieb, obwohl sie oft mitten in einer der Hauptvergnügungsstraßen des Prenzlauer Bergs lagen. Diese Stammkneipen wussten sich ziemlich gut zu immunisieren gegen hauptstädtische Vergnügungsgänger. Hier wurde das Feierabendbier mit heiligem Ernst getrunken. Mit Kippe. Unter Kollegen. Es musste auch nicht dauernd gequatscht werden. Und wer das nicht verstand, suchte instinktiv das Weite.

Đinh hatte nur einen Stuhl gesucht und Bier, als er die Tür zu einer solchen Kneipe aufstieß, zufällig eine, in der die Industriekletterer gern zusammenhockten, um sich zu erden. Mit gesenktem Kopf hatte er sich auf einen freien Stuhl geschoben und damit begonnen, sich systematisch zu betrinken. Er war kein Kollege, und eine Kippe zum Bier hatte er auch nicht. Aber er sah so wenig wie ein Vergnügungssüchtiger aus, dass er freund-

lich geduldet und nach guten neunzig Minuten aus seiner Schweigsamkeit in ein sparsames Gespräch gezogen wurde. Aus dem ging hervor, dass gewisse Kurierdienste für gewisse Stoffe ihm ein paar Monate Jugendknast eingebracht hatten. Die hatte er gerade abgessen. Und vor knapp zwei Stunden hatte ihm sein Vater die Tür vor der Nase zugeknallt, nachdem seine kleine Schwester sie ihm kurz hatte öffnen können. Er war noch nicht einmal über die Schwelle gekommen. Er war draußen.

Dass Đĩnh bis zu seinem fünfzehnten Jahr ein mehr als vielversprechender Schüler gewesen war, dass ihm als Preisträger von «Jugend forscht» anerkennend auf die Schulter geklopft worden war von dem Bundespräsidenten eines Landes, dessen Sprache seine Eltern nicht verstanden, dass er seinem Ostberliner Sportverein als Turmspringer sieben Goldmedaillen und zwölf Silbermedaillen in Stadt- und Landesmeisterschaften gewonnen hatte (und auf jeder einzelnen dieser Urkunden sein Name auf unterschiedliche Weise falsch geschrieben stand), bevor ihm erst dort oben auf dem Zehn-Meter-Brett und dann auch auf dem Boden schwindelig geworden war, bis er dann schließlich ganz den Halt verloren hatte – das alles hätte streng genommen mit zur Geschichte gehört, aber hier bei den Industriekletterern tat dies erst mal nichts zur Sache. Denn am Ende hätten sie ihm sonst vielleicht nicht gesagt: «Komm doch zu uns.» Und weil Đĩnh nach diesem «Komm doch zu uns» schon fast einer von ihnen war, obwohl er gar nicht geantwortet, sondern sie nur angesehen hatte mit diesem seltsamen Blick, von dem nicht genau zu sagen war, ob er vom vielen Bier oder in aufsteigenden Tränen schwamm,

übernahm einer Địnhs Rechnung und ein anderer bot ihm eine Luftmatratze in seiner Wohnung an.

Am nächsten Morgen um zehn vor acht unterschrieb Đính mit einigen Restpromille im Blut und dem unbestimmten Gefühl, dass es vielleicht nicht ganz falsch sein mochte, die offene Rechnung, die er mit der Höhe hatte, zu begleichen, den Vertrag über eine zehntägige Ausbildung zum zertifizierten Höhenarbeiter. Ehe er sich versah, stieg er in Seilen an Hauswänden entlang in die Luft, und weil keiner von ihm erwartete, dass er von irgendwo hier oben in eine blaue Tiefe springen oder fallen sollte, mit Rückwärtssalto und zweieinhalb Schrauben, sondern nur, dass er ein paar Fenster halbwegs ordentlich putzte, entspannte er sich. Ja, er fand Gefallen an den griffigen Seilen und den leichtgängigen Knoten, an den festen Gurten und dem kühlen Metall der Karabiner, die ihm Aufstieg und Abstieg sicherten.

Er begann es zu genießen, wie sein leichter Körper den Wind, der um die Häuserecken fuhr, ausbalancierte. Er freute sich auf sein ehrlich verdientes Feierabendbier in der Kneipe. Und weil das Wetter in diesem Sommer so ausdauernd schön war, ein Hoch, das sich, eingeklemmt zwischen einem Tief über Russland und einem anderen über dem Atlantik, nicht von der Stelle rührte, ging er sonntags in den Park, wo ein Kollege mit Frau und Kind Seile zwischen die Bäume spannte und mit ihnen darüber lief, während die umliegenden Picknicker jeder gelungenen Strecke Beifall spendeten.

Viele dieser Picknickenden trugen einen *nón lá*, wie sie jetzt in jedem vietnamesisch betriebenen Laden zu kaufen waren, also drei bis fünf Mal in jeder mittleren

Straße. Diese *nón lás* erinnerten Đĩnh an seinen Großvater, den er als Kind zweimal für einige Wochen in Vietnam besucht hatte. Er war ganz allein dorthin geflogen. Mit diesem Großvater ging man nicht in den Zoo oder in Eisdielen, wie es die Kinder in Deutschland taten. Mit diesem Großvater ging man arbeiten. Đĩnh folgte ihm barfuß auf nassem Boden in seine kleinen Felder. Dort, wo das Wasser zu hoch stand, wo es keinen Weg gab oder das Wasser ihn über Nacht überschwemmt hatte, wurde kurzerhand mit Bambusstöcken und Hanfseilen eine Brücke gebaut. Der Großvater hatte gelacht, als Đĩnh gezögert hatte, die dünnen schwankenden Seile zu betreten, aber dann hatte er Đĩnh direkt vor sich gehen lassen, zwischen seinen Armen. Nach wenigen Tagen hatte sich Đĩnh auf jede Brücke gefreut. Er half mit, sie zu spannen und auszubessern, und gab ihnen einen Namen: die lange Brücke, die kurze Brücke, die Himmelsbrücke, die Blumenbrücke, die Schilfbrücke, die Tigerbrücke, die Schlangenbrücke ... Als er nach Deutschland zurückmusste, verabschiedete er sich von jeder einzelnen mit einem schnellen Lauf hin und zurück.

Jetzt lag Đĩnh auf der Wiese und spürte nicht, wie die Ameisen ihn zerbissen. Er sah seinen Kollegen und dessen Sohn an, die Picknicker mit ihren Kegelhüten und dachte an seinen Großvater, der ihm Brücken gebaut hatte, an seinen Vater, der ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen hatte, und daran, ob er selbst einmal einen Sohn haben und dann mehr der Brückenbauer oder mehr der Türzuschlager sein würde. Er, Đĩnh, vorbestrafter Höhenarbeiter, abgestürzter Musterschüler, zerplatzte

Olympiahoffnung. Dann stand er auf, streifte die Ameisen von seinen Jeans und fragte seinen Kollegen: «Weißt du eigentlich, was Affenbrücken sind?» Der wusste es nicht, und als Đĩnh es ihm erklärte, sagte er: «Cool. Leider haben wir hier keine Flüsse, die dauernd alles überschwemmen.»

«Wir haben Verkehrsströme», antwortete Đĩnh und deutete mit dem Kopf in Richtung Danziger Straße, von der man einen dieser Verkehrsströme ziemlich gut hören konnte. Der Kollege sah seinen vietnamesischen Kumpel an, und über sein bärtiges Gesicht zog sich ein breites Grinsen, das mehrere Tage lang nicht daraus weichen sollte. Selbst nachts nicht, wie seine Frau feststellte, als sie das Licht anknipste, um nach dem hustenden Kind zu schauen.

So etwas hatte sie noch nie gesehen. Sie dimmte die Nachttischlampe, holte ihren Zeichenblock und versuchte, diesen Ausdruck auf dem Papier so festzuhalten, wie er sich im Gesicht ihres Liebsten festhielt. Das Ergebnis war gar nicht so schlecht (auch wenn der Kunstleistungskurs schon ein paar Jährchen zurücklag), und sie zeigte es später jedem, der nicht glauben wollte, dass sie einen Mann an ihrer Seite hatte, dessen diebischer Spaß an einer schrägen Idee sich so tief in seine Mundwinkel und Lachfältchen gemeißelt hatte, dass sie selbst den Delta-Wellen des Tiefschlafes standhielten. Sie überlegte, ob es die Barthaare waren, in denen sich das Grinsen verfangen hatte, und was im Falle einer Rasur mit dem Grinsen geschähe. Aber da eine Rasur mindestens ebenso unwahrscheinlich war wie ein Grinsen ohne Bart, das dann herrenlos durch ihr Schlafzimmer geis-

tern würde – hatte sie nicht einmal irgendwo so etwas gelesen von einer Grinsekatz? –, legte sie, kopfschüttelnd über ihre eigenen Nachtgedanken, Papier und Stift zur Seite und sank in die Kissen zurück, um selbst noch eine Mütze Schlaf zu bekommen, bevor der Wecker klingeln würde oder das Kind wieder husten.

Tatsächlich hatte sich die schräge Idee nicht nur in der Mimik des Höhenarbeiters festgesetzt, sondern auch in seinem Kopf. Und den setzte er gern durch. Mit Đình befragte er das Internet nach «Monkey bridge», «Affenbrücke» und «cầu treo». Sie fanden detaillierte Bauanleitungen und atemberaubende Bilder. Wie Grundschüler, die sich über einem Nintendo zusammenkauern, so steckten des Abends in der Kneipe ein Dutzend Höhenarbeiter über den sieben mal vier Zentimetern eines Handy-Displays die Köpfe zusammen, staunten und stachelten einander an. «Alter, so eine Brücke!» Sie stromerten durch die Baumärkte auf der Suche nach Bambusrohren und geeigneten Hanfseilen. Was sie fanden, reichte, was Qualität und Menge anging, zum Anlegen japanischer Ziergärten, aber nicht für Affenbrücken. Sie sprachen mit ihrem Chef, den steckte das Grinsen an, und er lieh ihnen übers Wochenende seinen Lieferwagen, mit dem sie zu fünft 532 km weit in den Westen der Republik fuhren, um sich im dortigen Fachhandel mit dem legendären Tầm vông-Bambusrohr, alias *Dendrocalamus strictus*, vulgo ironbamboo, auszustatten, weiterhin mit gedrehtem Manilatau und geflochtenen Hanfseilen, bestenotet unter Schockbelastung. Am Niederrhein, wo am Samstag die Lagerverkäufer gegen 16 Uhr anfangen, sich sehr intensiv auf ihre Eckkneipe und ihr erstes ober-

gärriges Vollbier zu freuen, hatte man Mühe, die kaufwütigen Burschen mit Berliner Kennzeichen aus den Verkaufshallen hinauszukomplimentieren.

Sie kippten die Sitzbank, und drei von fünf hockten sich verkehrsordnungswidrig zwischen Bambusstangen und Taurollen. Sie verlasen die Materialinformationsblätter, die sie eingesammelt hatten. Darüber gerieten sie ins Debattieren über Griffigkeit, Stabilität und Knotenvarianten, und Đinh, der am Steuer saß, erzählte in die hereinbrechende Nacht hinein noch einmal alles, was Mund und Hände seines Großvaters ihn über Affenbrücken gelehrt hatten, sodass es durchaus falsch gewesen wäre, in dieser Einkaufstour nichts anderes als einen feuchtfröhlichen Betriebsausflug zu vermuten. Auch wenn die eine oder andere Flasche Bier geköpft worden war, stand diese Unternehmung doch ganz und gar im Zeichen der Weiterbildung; einer Weiterbildung, für die nie ein Antrag gestellt worden war, geschweige denn eine Quittung eingereicht wurde, oder die jemals in einem «beruflichen Werdegang» der Beteiligten auftauchen würde. Ihre außerordentlichen Effekte jedoch ließen sich in Berlin alsbald beobachten.

Sie fingen klein und bodennah an, zwischen den Bäumen im Park. Die Bambusrohre steckten sie zu Dreiecken zusammen, und da sie sie nicht im Schlamm versenken konnten, erfanden sie eine Technik der Verschnürung, die ihnen auch auf trockenem Boden Stabilität verlieh. Als sie es raushatten, wie sie mit Seilen gespannte Bambusstangen horizontal ins Leere schieben konnten, nämlich in gleitender Aufhängung über dem Scheitelpunkt des Dreiecks, und außerdem herausgefün-

den hatten, wie sich eine einfache Seitensicherung an die Stangen knoten ließ (eine spartanische, aber optisch sehr ansprechende Geländertechnik), war die Zeit reif für ihr Gesellenstück: eine Affenbrücke zwischen den Fronten eines alten Krankenhauses und eines Fitnesszentrums, beide eingerüstet.

Diese erste lange Affenbrücke führte in vier Metern Höhe quer über einen Fußballplatz und sorgte für eine erhebliche Spielverzögerung, als sie an einem Samstagmittag von Đinh ausprobiert wurde. Die berühmte Berliner Schnauze ließ nicht lange auf sich warten. Am nächsten Morgen war in der Sonntagsausgabe einer großen Berliner Tageszeitung unter dem Titel «Rehabrücke» auf der ersten Seite des Lokalteils ein schönes Bild von Đinh zu finden, wie er die Luft über dem Mittelfeld querte – nur mit ein bisschen Bambus und Tau unter den nackten Füßen.

Als die Bauaufsicht am darauffolgenden Morgen um 9 Uhr 15 aufmarschierte, war die Brücke weg. Man starrte ins Blaue und machte dabei keine gute Figur – die Rechtsvorschriftenmappe samt Kugelschreiber unter den Arm geklemmt, den Kopf in den Nacken gelegt, auf der Suche nach einem Verstoß gegen das Bauverfahrensrecht. Über dem Fußballplatz jedoch war nichts anderes zu sehen als der Himmel über Berlin mit ein paar harmlosen Schäfchenwolken. Gerüchte von Fotomontagen machten die Runde.

Um wenigstens etwas getan zu haben, schritt der Prüflingenieur mit dem Zeitungsausschnitt in der Hand die Strecke zwischen Krankenhaus und Fitnessstudio ab, um die Lichtweite der entschwundenen Brücke zu

schätzen, die, da sie weit mehr als fünf Meter betrug, jedenfalls genehmigungspflichtig hätte sein müssen. Denn dass als Brücken alle Überführungen eines Verkehrsweges über einen anderen Verkehrsweg, über ein Gewässer oder über tiefer liegendes Gelände gelten, wenn ihre lichte Weite zwischen den Widerlagern zwei Meter oder mehr beträgt, daran ließ die DIN 1076 aus dem Verkehrsblatt Nr. B 5276 keinen Zweifel. Allerdings war sich der Prüfenieur nicht hundertprozentig sicher, wie man die Lichtweite einer Brücke ohne Pfeiler bestimmen sollte. Weder unter «Seilbrücke» noch unter «mobiler Brücke» hatte er bei erster Durchsicht etwas gefunden, das hier ohne Weiteres zur Anwendung hätte kommen können. So hielt man im Protokoll fest, dass, wenn vor Ort tatsächlich etwas gewesen sein sollte, es jedenfalls in irgendeiner Hinsicht genehmigungspflichtig gewesen wäre. Und da nirgendwo ein Genehmigungsantrag für eine Seilbrücke oder eine mobile Brücke oder sonst irgendeine Brücke eingegangen war, wäre also diese Brücke gesetzeswidrig gewesen und hätte umgehend abmontiert werden müssen, was allerdings offensichtlich bereits geschehen war – sollte sie tatsächlich je gespannt worden sein ... Hilflosigkeit kleidete sich in Konjunktive.

Eine Zeit lang war Ruhe. Die Auftragslage in der Firma Rooftop war gut, und die Kletterer waren bis spätabends eingespannt auf einer Großbaustelle und zu müde für weitere Brückenexperimente. Aber dann, an einem frühen Freitagabend waren sie wieder so weit. Gegenüber ihrer Stammkneipe gab es einen kleinen vietnamesischen Imbiss. Nach ihrem ersten Feierabend-

bier schlenderten sie in kleiner Gruppe hinüber, bestellten eine Runde *phở*, suchten das Gespräch mit dem Koch, fragten nach Zutaten und Rezepten und begannen vorsätzlich mit ihm zu scherzen, wie gefährlich es doch sei, wenn man, mit ein paar Bierchen im Kopf, eben schnell mal wieder eine Grundlage schaffen will, mit so einer leckeren kräftigen *phở* beispielsweise, und dann zwischen den parkenden Autos raus muss auf die Kopfsteinpflasterstraße, und, hastenichgesehen, bist du gegen ein Auto geraten oder ein Auto gegen dich, und statt der würzigen *phở* gibt's Krankenhausbrei, bestenfalls ... Is doch schlimm, oder? Nee, 'ne Brücke müsste man haben, eine Affenbrücke – eine *cầu treo*, sagte Dịnh.

Da fing der Koch an zu lachen. Bis dahin hatte er nur halb verstanden, um was es ging, aber *cầu treo*, ja, die kannte er noch gut, auch wenn sie rund um sein Dorf schon durch Betonbrücken ersetzt worden waren, gerade zu der Zeit, als er beschlossen hatte, sich als Vertragsarbeiter am anderen Ende der Welt zu melden. Weil die Jungs hier ihn so nett an seine Heimat erinnerten, spendierte er ihnen noch einen *cà phê*. Der Kaffee ließ an Stärke nichts zu wünschen übrig und auch nicht an Süße. Es konnte losgehen.

Der Trupp brach auf und trennte sich in zwei Mannschaften. Die einen marschierten durch das Imbiss-treppenhaus nach oben, die anderen durch das Kneipen-treppenhaus gegenüber. Sie waren gut ausgerüstet, in jeder Hinsicht. Es gab Möglichkeiten, auf Dächer zu gelangen und von Dach zu Dach zu gehen, die waren viel einfacher, als man dachte. Auf den Dächern verspannten

sie Kamine, Leitern und Schneegitter. Und dann, in der letzten Abendsonne, wurde die Bambusbrücke zum autofreien Höhentransfer zwischen Bier und *phở* gespannt. Der Kneipier aus Hamminkeln und der Koch aus Vạn Phúc, beide zugereist vor fast einem Vierteljahrhundert, traten, was bislang so gut wie nie vorgekommen war, bei laufendem Betrieb aus ihren Berliner Läden hinaus auf den Gehsteig, wischten Bier und Brühe in ihre Schürzen, verfolgten die Veränderungen im Luftraum über ihrer Gastronomie von der einen und von der anderen Straßenseite aus, standen schließlich nebeneinander und wechselten die ersten Worte einer bis dahin stummen Nachbarschaft. «O weia, o weia», sagte der eine. «Hmm, o ho, hmmm», der andere. Es waren nicht viele Worte, aber sie reichten, um ein freundliches Verhältnis zu etablieren, das beiden Läden dienlich sein würde, denn fortan schickten sie, auch als die Brücke längst wieder abgebaut war, ihre Kundschaft hin und her – mit den besten Empfehlungen.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de